



STUTTGARTER NACHRICHTEN



Der 16. Hohenheimer Feldtag handelt von der Historie der Getreideernte

Das Ungetüm erlöst die Bauern

Hohenheim. Von der Sichel zum Mähdrescher: Am Feldtag erzählt das Landwirtschaftsmuseum vom Fortschritt. Von Judith A. Sägeser

Das grüne Ungetüm ist ein Zaubergerät. „Der Mähdrescher ist all in one, wie man so schön sagt“, sagt Klaus Herrmann. All in one, alles in einem. Das riesenhafte Gefährt mit den noch riesenhafteren Rädern kappt die gereiften Getreidehalme, drischt die Körner aus den Ähren, spuckt das verbliebene Stroh aus und sammelt die Frucht in einem Tank. Normal, würde der Jungbauer von heute sagen. Von wegen, sagt Klaus Herrmann. Früher waren Schneiden, Zusammentragen, Garben binden, Garben aufstellen und das Dreschen jeweils einzelne Arbeitsschritte – für den Mensch.

Klaus Herrmann leitet das Deutsche Landwirtschaftsmuseum in Hohenheim. All die Maschinen, die er seine nennt, beweisen, dass jener 2007er Claas-Mähdrescher drüben in der Scheuer etwas ganz Besonderes ist. Wenn nicht gar ein Wunder, dann auf alle Fälle etwas Ähnliches. Früher, als die Bauern Weizen und Roggen mit der Sense geerntet haben, haben sie an die 300 Stunden mit einem Hektar zugebracht. Der moderne Mähdrescher braucht höchstens eine halbe Stunde für dieselbe Arbeit. Er schafft das, was 600 Männer von Hand schaffen. Notfalls ohne Mann. „Der Mähdrescher ist der Grund dafür, dass die Bauern in den Urlaub fahren“, sagt Klaus Herrmann.

Um die „Getreideernte im Wandel der Zeit“ geht es beim 16. Hohenheimer Feldtag am morgigen Samstag. Die Leute, die dafür auf die Filder kommen, sollen sehen, wie beschwerlich es früher gewesen ist, ans Korn zu gelangen. Ganz zu schweigen davon, wie sich die Bauern vor hundert Jahren abgerackert haben. Der Hohenheimer Feldtag reist durch die vergangenen 150 Jahre der Getreideernte.

Unter der betagten Dame haben sich Wasserpfützen gesammelt. Die schwarze Lady mit den roten Details wartet auf ihren Auftritt. Die Plackerei von einst ist vorbei. Vorbei auch die Pflicht, heuer gibt es nur noch die Kür. Vielleicht erntet sie morgen auf dem Feld ein paar Ahs und Ohs. 109 Jahre ist sie alt. Es gab Zeiten, da war sie der Inbegriff des technischen Fortschritts. Heute wohnt sie im Museum. Ab und zu kommt jemand vorbei und staunt. Oder er weiß nicht, was er mit ihr anfangen soll. Die betagte Dame ist eine Dampfmaschine. Sie war mal das, was heute der Motor eines Mähdreschers ist. Dreimal ist ein Mann vom TÜV da gewesen und hat sie durchgecheckt. Herrmann sagt, sie sei „mordgefährlich“. Er sagt, würde sie explodieren, wäre das so schlimm wie bei einer Splittergranate. Der Druck in ihrem Bauch ist etwa dreimal so hoch wie in einem Autoreifen.

„Ich habe noch einen Leckerbissen“, sagt Klaus Herrmann, und schon ist er unterwegs. Seine Arme pendeln vor und zurück. Bei dem Tempo entpuppt sich das Nebeneinanderherlaufen als Wettrennen. Stillstand ist seine Sache nicht. Er muss jetzt zu seinen Maschinen. Er muss schwärmen, so wie er es morgen den ganzen Tag tun wird. Er hört sich zuweilen so an wie einer, der auf dem Jahrmarkt durchs Mikrofon zu seinem Losstand lockt. Für die einen sind das langweilige, teils verrostete Eisen- dinger. Für Klaus Herrmann sind sie die Zeugen einer anderen Zeit. Für ihn sind sie wahre Schätze, die Maschinen, die da stehen, verharrend, als hätte jemand die Pausetaste gedrückt.

Der Museums-Chef steht vor dem Leckerbissen. Es ist die Dreschmaschine. Sie und die Dampfmaschine sind zusammen ein Mähdrescher. Fast jedenfalls. Denn abschneiden können sie beide nichts. Den Job musste damals eine Extramaschine verrichten – oder der Bauer. Klaus Herrmann zieht am Riemen der Dreschmaschine. Das würde jetzt die Dampfmaschine tun. Das hölzerne Gerät, das auf den ersten Blick wie ein Traktoranhänger aussieht, wackelt vor und zurück. Oben würden die Garben reingestopft werden, hinten – aus Dingen, die aussehen wie Wasserhähne – würden die Körner rieseln. Und vorne würde das übrige Stroh rausgeblasen werden.

„Solche Dreschmaschinen hat man überbetrieblieh eingesetzt“, erzählt Klaus Herrmann. Was daran lag, dass sich längst nicht jeder so ein Exemplar leisten konnte. Herrmanns Dreschmaschine gehörte einst den Brodbeck in Möhringen, „sie hat Patina“. Würde er die rosafarbene Maschine tätscheln wie andere ihren Hund, wäre das keineswegs sonderbar. Rosa ist sie übrigens schon seit jeher. Nicht etwa, weil der Möhringer Bauer eine Vorliebe für den Schweinchenfarbton hegte. Das Rosa ergab sich aus dem Kuhblut ange- rührt mit Kalk. Der gewöhnungsbedürftige Mix hat sich als Holzschutzlack bewährt.

Heute wäre es hierzulande unvorstellbar, mit diesen Gerätschaften zur Ernte zu tuckern. Bevor sich ein Bauer das antun würde, würde er wohl eher den Hof verkaufen. Vergessen ist, wie selig die Landwirte vor knapp hundert Jahren gewesen sein dürften, als ihnen Dampf- und Dreschmaschine einen Teil der Schufterei abgenommen haben.

Klaus Herrmann reist mit seinem Bericht in die Vergangenheit. Früher haben die Bauern das Getreide mit primitiven Werkzeugen bearbeitet. Ums Jahr 1400 haben sie das Korn mit Sichel, später mit Sensen, geschnitten, um es hernach zu fleigeln. „Das ist sehr unangenehm“, sagt Herrmann. Ein Fliegel – eine Stange, an der ein bewegliches Holzstück befestigt ist – wiegt etwa zwei Kilo. Der Bauer musste mit ihm stundenlang die Körner aus dem Getreide prägeln. Danach war die Ernte zwar geschafft – der Mann aber auch. Und die Frauen waren nicht besser dran, sie hatten geschundene Hände vom Garbenbinden.

Welche Erlösung, als der Landwirt in den 1950er Jahren auf einem Gefährt sitzt, das als erster erstzunehmender Urahn des heutigen Mähdreschers gilt. Es war die erste Maschine, die nicht von einem Trecker gezogen werden musste. Der Pionier aus Blech ist selbst gefahren. Klaus Herrmann läuft in seiner Ausstellung durch die Geschichte. Nein, er eilt durchs Jahrhundert. „Zwei Motoren, Claas, John Deere – ich hab' grad genug von den Dingen.“ Der Fortschritt der Erntegeräte offenbart sich vor allem darin, dass der Mensch zunehmend weniger tut und die Maschine stetig mehr. Das Ziel der Entwickler war, dass der Bauer und seine Knechte nicht mehr malochen müssen. Dies ist in kleinen Schritten erreicht worden. In der Epoche der Sense „habe ich ganze viele Leidtragende, bei der Dreschmaschine schon ein paar weniger“. Und selbst beim ersten Selbstfahrer – „einen Leidtragenden habe ich immer noch“, sagt der Museumsmann. „Der Kollege, der vorne drauf sitzt, kriegt den Getreidestaub volles Rohr ab. Der hustet bis Weihnachten.“



Auch so ein Leckerbissen: Klaus Herrmann präsentiert den Seitenwagenmähdrescher. Der Vorteil der 60er-Jahre-Erfindung ist, dass der Bauer den Mähdrescher abmontieren kann.

„Zwei Motoren, Claas, John Deere – ich hab' grad genug von den Dingen.“ Der Fortschritt der Erntegeräte offenbart sich vor allem darin, dass der Mensch zunehmend weniger tut und die Maschine stetig mehr. Das Ziel der Entwickler war, dass der Bauer und seine Knechte nicht mehr malochen müssen. Dies ist in kleinen Schritten erreicht worden. In der Epoche der Sense „habe ich ganze viele Leidtragende, bei der Dreschmaschine schon ein paar weniger“. Und selbst beim ersten Selbstfahrer – „einen Leidtragenden habe ich immer noch“, sagt der Museumsmann. „Der Kollege, der vorne drauf sitzt, kriegt den Getreidestaub volles Rohr ab. Der hustet bis Weihnachten.“

„Der Kollege, der vorne drauf sitzt, kriegt den Getreidestaub volles Rohr ab. Der hustet bis Weihnachten.“ Das ist der Grund dafür, dass sich die Landwirte heutzutage auf dem Mähdrescher in einer Kabine verschancen. Sie ist also keine Frage der Optik, sondern der Bronchien.

Ein willkommenere Nebeneffekt der Technisierung: Der modernen Maschine entgeht kaum mehr ein Körnchen, früher war der Schwund enorm. Als Beispiel: Hier in Hohenheim wirft ein Hektar 80 Doppel-

zentner Getreide ab, sagt Klaus Herrmann. Vor 200 Jahren war es ein Achtel davon.

Von der Sichel zum Riesensmähdrescher, wer denkt, die Geschichte der Erntemaschinen könnte nicht mehr um viele Kapitel fortgeschrieben werden, der irrt. Die Tendenz ist klar: immer größer, größer, größer. Begrenzend wirkt nur, dass die Mähmaschine höchstens drei Meter breit und vier Meter hoch sein darf. Alles andere wächst schier unaufhörlich. Der Mähdrescher drüben in der Scheuer, das Ungetüm, das Klaus Herrmann ein Zaubergerät nennt, hat ein sieben Meter breites Schneidwerkzeug. Es ist so groß, dass es für die Fahrt auf der Straße abmontiert und als Anhänger hinterhergezogen werden muss. Und in Russland, erzählt er, da gibt es Monster-schneidwerke, die sind 14 Meter breit.

Freilich bleiben Dinge, an denen weder der Bauer noch der Ingenieur drehen kann: das Wetter und die Kornreife. Der Landwirt muss die Feldfrucht reinholen, wenn sie soweit ist. Und wenn es regnet, muss er warten. „Da können Sie selbst mit den modernsten Maschinen nicht ernten“, sagt Klaus Herrmann. „Die Getreideernte braucht gutes, trockenes Wetter.“ Feuchter Ertrag schimmelt. „Da gucke ich schon wieder hoch“, sagt er – und sieht dunkle Wolken. Wäre schade, wenn er die Ernteschau beim Feldtag morgen abblasen müsste. So ist es halt. „Aber die Maschinen, die Maschinen zeig' ich auf jeden Fall.“

Der Hohenheimer Feldtag

Der 16. Hohenheimer Feldtag zum Thema „Vom Korn zum Brot – Getreideernte im Wandel der Zeit“ ist morgen, 14. August. Beginn ist um 11.30 Uhr beim Meiereihof südlich des Schlosses. Dann fahren allerlei historische Maschinen auf und zeigen, wie Ernte einmal war. Die Veranstalter sind das Deutsche Landwirtschaftsmuseum, das Institut für Agrartechnik sowie die Versuchsstation für Nutztierbiologie und Ökologischen Landbau. Weitere Informationen zum Feldtag und zum Deutschen Landwirtschaftsmuseum gibt es im Internet unter www.dlm-hohenheim.de

„Einen Leidtragenden habe ich noch. Der Kollege, der vorne drauf sitzt, kriegt den Getreidestaub volles Rohr ab. Der hustet bis Weihnachten.“

Klaus Herrmann, Museumsleiter



Die rosa Dreschmaschine war vor 100 Jahren für erntende Bauern ein Helfer von vielen. Heuer erledigt der Mähdrescher alles. Notfalls ohne Mensch. Die Schneidwerkzeuge wachsen und wachsen. Das Exemplar auf dem Foto rechts misst sieben Meter.



Fotos: Judith A. Sägeser